

Leseprobe aus:

Philippa Gregory

Der Königsfluch



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PHILIPPA GREGORY

DER
KÖNIGSFLUCH



HISTORISCHER ROMAN

Aus dem Englischen
von Anja Schünemann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel «The King's Curse»
bei Touchstone/Simon & Schuster, New York.

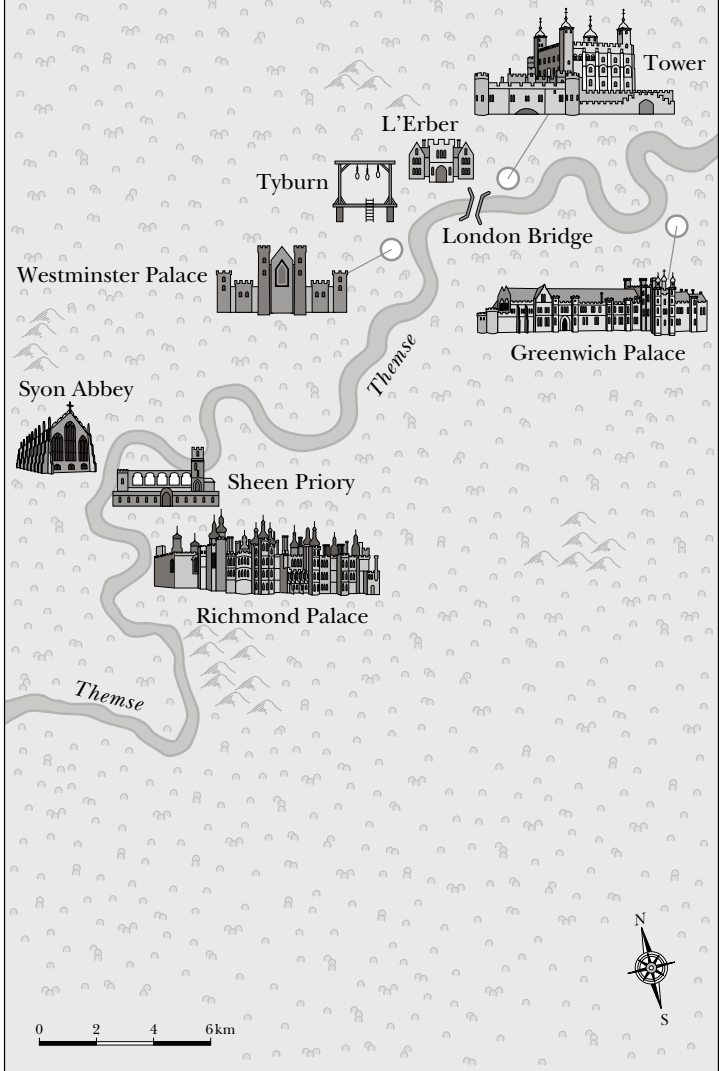
Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The King's Curse» Copyright © 2014 by Philippa Gregory Limited
Karten und Stammbäume Peter Palm
Redaktion Gisela Klemt
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther
Umschlagabbildungen Jeff Cottenden; thinkstockphotos.de
Satz aus der ITC New Baskerville (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27042 0

Für Anthony

England in der Tudorzeit



London 1499



DAS HAUS PLANTAGENET

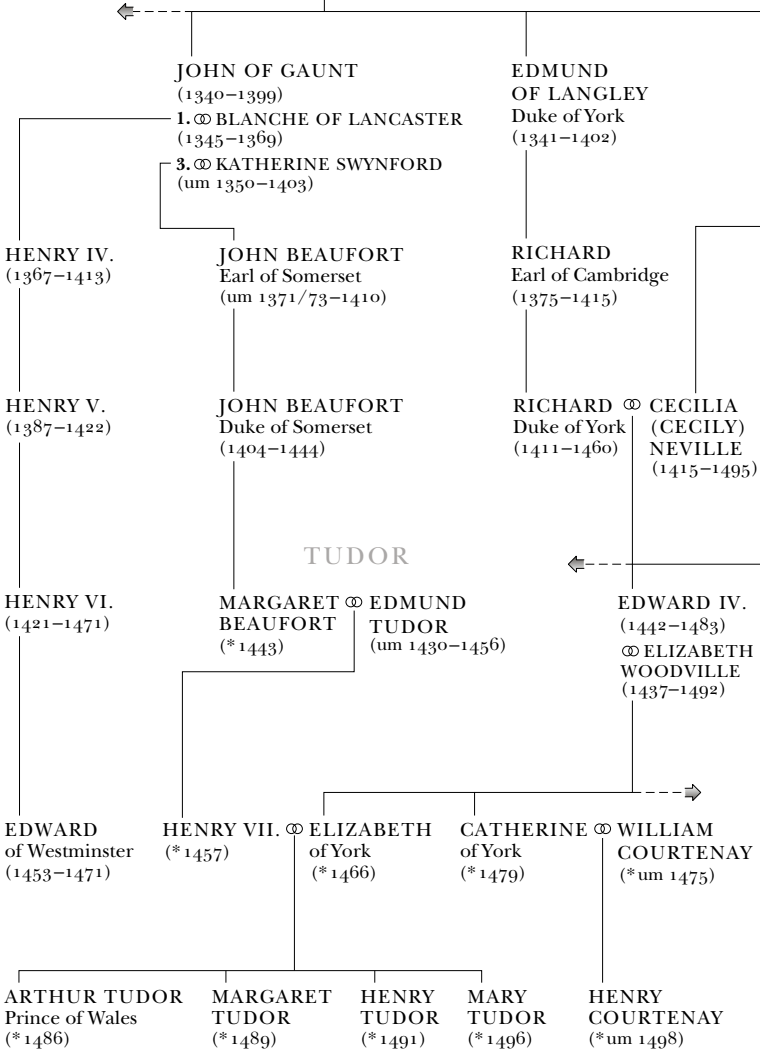


LANCASTER

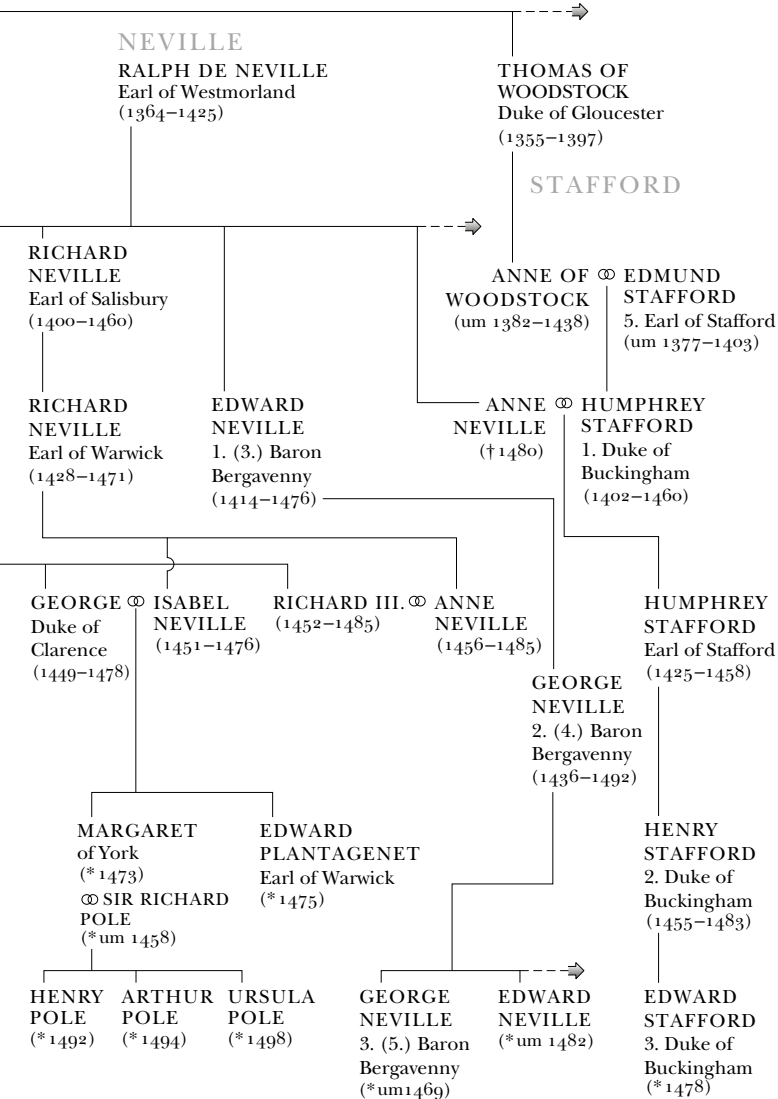
EDWARD III.

(1312-1377)

YORK



DIE HÄUSER TUDOR UND PLANTAGENET IM NOVEMBER 1499



WESTMINSTER PALACE
LONDON



29. November 1499

Im Augenblick des Erwachens bin ich unschuldig, mein Gewissen ist rein von jeglichen Missetaten. In diesem ersten benommenen Moment habe ich keinen Gedanken im Kopf; ich bin nichts als ein junger Körper mit glatter Haut, eine Frau von sechsundzwanzig Jahren, die langsam und freudig zum Leben erwacht. Ich habe kein Bewusstsein meiner unsterblichen Seele, kein Bewusstsein von Sünde oder Schuld. Ich fühle mich so wunderbar träge und schläfrig, dass ich kaum weiß, wer ich bin.

Langsam öffne ich die Augen und erkenne am Licht, das durch die Fensterläden dringt, dass es spät am Morgen sein muss. Während ich mich genüsslich rekele wie eine schläfrige Katze, fällt mir wieder ein, wie erschöpft ich zu Bett gegangen bin. Jetzt fühle ich mich erfrischt. Doch dann dringt mit einem Schlag die Realität in mein Bewusstsein: Nichts ist gut, dies ist der Morgen, von dem ich gehofft hatte, er möge nie anbrechen. Denn an diesem Morgen kann ich meinen todbringenden Namen nicht verleugnen. Ich bin die Erbin von königlichem Blut, und mein Bruder – schuldig wie ich – ist tot.

Mein Gemahl sitzt neben mir auf der Bettkante, vollständig angekleidet mit seiner roten Weste und der Jacke, in der er breit und stämmig wirkt, mit der goldenen Amts-

kette des Kämmerers des Prince of Wales auf der kräftigen Brust. Offenbar hat er darauf gewartet, dass ich erwache. Sein Gesicht ist sorgenvoll gefurcht. «Margaret?»

«Sag nichts», fahre ich ihn an in dem kindischen Versuch, die Tatsachen nicht an mich heranzulassen. Ich wende mich ab und vergrabe mein Gesicht im Kissen.

«Du musst jetzt tapfer sein», sagt er bedrückt und streichelt mir über die Schulter. «Sei tapfer.»

Ich wage es nicht, ihn abzuschütteln. Er ist mein Gemahl, ich darf ihn nicht vor den Kopf stoßen. Er ist meine einzige Zuflucht. Durch ihn konnte ich meinen Namen und Titel ablegen, denn mein Name ist der gefährlichste in ganz England: Plantagenet. Einst trug ich ihn mit Stolz, wie eine Krone. Einst war ich Margaret Plantagenet aus dem Hause York, Nichte zweier Könige, der Brüder Edward IV. und Richard III., und der dritte Bruder war mein Vater, George, Duke of Clarence. Meine Mutter war die reichste Frau in England, die Tochter eines Mannes, der so mächtig war, dass man ihn den «Königsmacher» nannte. Mein Bruder Teddy war von unserem Onkel, König Richard, zum Erben des englischen Throns ernannt worden, und uns beiden – Teddy und mir – gehörten die Liebe und Treue des halben Königreichs. Wir waren die edlen Warwick-Waisen, vor einem bösen Schicksal errettet, den Klauen der weißen Königin entrissen, von Königin Anne persönlich im Kindertrakt von Middleham Castle aufgezogen, und nichts auf der Welt war zu gut, zu kostbar, zu erlesen für uns.

Aber als König Richard starb, waren wir von einem Tag auf den anderen keine Thronerben mehr, sondern Prätendenten, Überlebende des alten Königsgeschlechts, während ein Usurpator den Thron bestieg. Wie war nun mit den Prinzessinnen des Hauses York zu verfahren? Die Tudors, Mutter und Sohn, hatten die Lösung parat:

Wir alle sollten mit unbedeutenden Männern verheiratet werden, sodass wir unseren Namen verloren und aus dem Blick der Öffentlichkeit verschwanden. So lebe ich nun in Sicherheit auf einem kleinen Landsitz mitten in England, wo Grund und Boden billig ist und niemand auf den Ruf «Ä Warwick!» in die Schlacht reiten würde, um ein Lächeln von mir zu erringen.

Ich bin Lady Pole. Keine Prinzessin, keine Herzogin, nicht einmal eine Gräfin, nur die Frau eines niederen Ritters, in Bedeutungslosigkeit versunken. Margaret Pole, die junge schwangere Gemahlin von Sir Richard Pole. Ich habe ihm bereits drei Kinder geboren, darunter zwei Jungen. Einen haben wir Henry genannt, um dem neuen König Henry VII. zu schmeicheln, und der andere heißt Arthur zu Ehren von dessen Sohn, Prinz Arthur. Meine Tochter trägt den Namen Ursula. Weil sie nur ein Mädchen ist, durfte ich den Namen frei wählen, und so habe ich sie nach einer Heiligen benannt, die den Tod gewählt hat, statt sich zur Heirat mit einem Fremden zwingen zu lassen und seinen Namen anzunehmen. Ich glaube und hoffe, niemand hat meine kleine Geste der Rebellion bemerkt.

Mein Bruder jedoch konnte nicht durch Heirat seinen Namen ändern. Ganz gleich, wie weit unter seinem Stand er geheiratet hätte, er wäre immer Edward Plantagenet geblieben, Earl of Warwick, der wahre Thronerbe Englands. Hätte jemand seine Standarte erhoben (was früher oder später gewiss geschehen wäre), dann wäre halb England dem Ruf seines gestickten Wappens gefolgt, der weißen Rose. So nannte man ihn: «die Weiße Rose».

Da sie ihm also nicht seinen Namen nehmen konnten, nahmen sie ihm sein Vermögen und seinen Grundbesitz. Dann raubten sie ihm auch noch seine Freiheit, sperrten ihn in den Tower of London wie einen Verräter. Aber auch

ohne Gefolge, ohne Ländereien, ohne Burg und ohne Bildung war mein Bruder noch immer der Earl of Warwick, die Weiße Rose, Erbe des Throns der Plantagenets, ein lebender Vorwurf an die Tudors, die den Thron widerrechtlich in Besitz genommen haben. Als einen Knaben von elf Jahren ließen sie Teddy in dem finsternen Verlies verschwinden, und erst als ein Mann von vierundzwanzig trat er wieder heraus. Dreizehn Jahre lang hatte er kein Gras unter den Füßen gespürt. Dann schritt er aus dem Tower – vielleicht genoss er dabei den Geruch der regennassen Erde, vielleicht lauschte er den Möwen über dem Fluss, hörte von jenseits der hohen Mauern Rufe und Gelächter freier Menschen. Von zwei Wachen flankiert, ging er über die Zugbrücke und den Tower Hill hinauf, kniete vor dem Richtblock nieder und legte seinen Kopf darauf, als habe er den Tod verdient, als sei er bereit zu sterben; und sie köpften ihn.

Das geschah gestern. Es regnete den ganzen Tag in Strömen, ein Unwetter, als ob der Himmel selbst sich gegen die Grausamkeit empörte. Als ich die Nachricht bekam – ich war gerade bei meiner Cousine, der Königin, in ihren prächtigen Gemächern –, schlossen wir die Fensterläden, um den Regen nicht sehen zu müssen, der jetzt gerade auf dem Tower Hill das Blut meines Bruders fortspülte, mein Blut, königliches Blut.

«Du musst versuchen, tapfer zu sein», redet mein Gemahl mir noch einmal zu. «Denk an das Ungeborene. Du darfst keine Angst haben.»

«Ich habe keine Angst», entgegne ich über die Schulter. «Ich habe ja nichts zu befürchten. Ich weiß, dass ich bei dir sicher bin.»

Er zögert. Er mag mich nicht daran erinnern, dass ich womöglich trotz allem etwas zu fürchten habe. Vielleicht

bietet nicht einmal dieser niedere Stand mir genügend Sicherheit. «Ich meine, du musst versuchen, dir deine Trauer nicht anmerken zu lassen ...»

«Warum nicht?» Es klingt wie ein kindlicher Klagelaut. «Warum darf ich nicht trauern? Mein Bruder, mein einziger Bruder ist tot! Geköpft wie ein Verräter, dabei war er unschuldig wie ein Kind. Warum soll ich nicht trauern?»

«Weil es ihnen nicht gefallen wird», antwortet er schlicht.

WESTMINSTER PALACE
LONDON



Winter/Frühjahr 1500

Die Königin kommt persönlich aus ihren Gemächern im Palast die breite Treppe herunter, um uns zu verabschieden, als wir nach den Weihnachtsfeierlichkeiten von Westminster abreisen. Der König verlässt seine Räume nicht. Seine Mutter erzählt allen, es gehe ihm gut, er habe nur einen Anflug von Fieber, er sei ansonsten gesund und kräftig und verbringe die kalten Wintertage geruhsam am warmen Feuer, aber niemand glaubt ihr. Alle wissen, dass er krank ist vor Schuld wegen der Ermordung meines Bruders und des Todes des Prätendenten, der als Verräter bezeichnet wurde, weil er angeblich an derselben imaginären Verschwörung beteiligt war. Welche Ironie, denke ich: Die Königin und ich, die wir beide einen Bruder verloren haben, gehen dennoch mit bleichen Gesichtern und zusammengebissenen Zähnen weiter unseren Pflichten nach, während der Mann, der die Hinrichtungen befohlen hat, sich in sein Bett verkriecht, weil die Schuld ihm schier die Sinne raubt. Elizabeth und ich sind als Plantagenets an Verluste gewöhnt, unser beider Leben ist seit jeher von Verrat und Schicksalsschlägen geprägt. Henry Tudor hingegen, der erst seit kurzem auf dem Thron sitzt, hat seine Kämpfe nie selbst austragen müssen.

«Viel Glück», sagt Elizabeth knapp. Dann deutet sie mit

einer Handbewegung auf meinen gerundeten Leib. «Willst du denn wirklich nicht bleiben? Du könntest dich hier in den rituellen Rückzug begeben. Du wärest gut versorgt, und ich würde dich besuchen. Überleg es dir doch noch einmal, Margaret.»

Ich schüttelte den Kopf. Ich kann ihr nicht sagen, dass ich all das nicht länger ertrage – London, den Hof, die Herrschaft ihres Gemahls und seiner übermächtigen Mutter.

«Also gut», sagt sie, die mich auch ohne Worte versteht. «Wirst du denn, sobald du wieder auf den Beinen bist, den anderen nach Ludlow folgen?»

Auf jener entlegenen Burg lebt ihr Sohn Arthur, und mein Gemahl ist dort als Vormund des Jungen eingesetzt. Ihr ist wohler, wenn ich auch dort bin.

«Ich werde so bald wie möglich dorthin reisen», verspreche ich. «Aber du weißt ja, dein Junge ist bei Sir Richard in guten Händen. Er sorgt für ihn, als sei der Prinz aus purem Gold.»

Mein Gemahl ist ein sehr anständiger Mann, das muss ich ihm lassen. Mylady Königinmutter hat eine gute Wahl für mich getroffen, als sie mich verheiratete. Ihr ging es einzig darum, einen Mann zu finden, durch den ich aus dem Blick der Öffentlichkeit verschwand, aber zufällig ist ihre Wahl auf einen gefallen, der mich liebt und ehrt. Und zudem ist sie preiswert davongekommen – es ist geradezu lachhaft, was mein Gemahl dafür bekommen hat, mich zu heiraten: zwei bescheidene Landhäuser und eine kleine, heruntergekommene Burg! Er hätte weitaus mehr verlangen können, doch er hat den Tudors immer für ein Dankeschön gedient, ist ihnen und ihrer Standarte treu gefolgt, wohin auch immer, fraglos und ohne Rücksicht auf Verluste.

Früh in seinem Leben hat er sein Vertrauen in seine

Verwandte Margaret Beaufort gesetzt. Sie hat ihn – wie so viele – davon überzeugt, dass sie eine glorreiche Verbündete, aber eine gefährliche Feindin sei. Als junger Mann hat er an ihren ausgeprägten Familiensinn appelliert und sich ihrer Führung unterstellt. Sie hat ihn auf ihren Sohn eingeschworen, und er hat wie alle ihre Verbündeten sein Leben riskiert, um ihn auf den Thron zu bringen. Sie schmückte sich von da an mit dem selbst erfundenen Titel «Mylady Königinmutter». Doch noch im Triumph klammert sie sich ängstlich an ihre Verwandten und traut weder Freunden noch Fremden über den Weg, weil sie argwöhnt, sie könnten abtrünnig werden.

Mein Blick ruht auf meiner Cousine, der Königin. Sie haben sie mit Myladys Sohn, dem König Henry, verheiratet, sie jedoch erst fast zwei Jahre später, nachdem sie ihre Fruchtbarkeit und ihre Treue unter Beweis gestellt hatte, zu seiner Königin gekrönt – dabei war sie als Prinzessin geboren, er hingegen weit von der Krone entfernt. Ich wurde mit Sir Richard, dem entfernten Cousin der Königinmutter, verheiratet. Wir beide haben gehorsam unsere Abstammung verleugnet, den Namen unseres jeweiligen Gemahls angenommen und den Treueeid geleistet. Dennoch bezweifle ich, dass die Tudors uns jemals vertrauen werden.

Der Blick meiner Cousine wandert zu Arthur, dem jungen Prinzen, der darauf wartet, dass sein Pferd aus dem Stall geführt wird. «Ich wünschte, ihr würdet alle drei hier bleiben.»

«Er muss sich in seinem Fürstentum zeigen», erinnere ich sie. «Er ist Prince of Wales, er gehört nach Wales.»

«Ich meine nur ...»

«Im Land herrscht Frieden. Der König und die Königin von Spanien werden in Kürze ihre Tochter zu uns schicken. Und schon bald sind wir zu Arthurs Hochzeit wieder hier.»

Ich erwähne nicht, dass sie die junge Infantin erst jetzt schicken, nachdem mein Bruder tot ist. Er musste sterben, damit es keinen Rivalen um den Thron gibt; der Teppich, auf dem die Infantin zum Traualtar schreitet, wird so rot sein wie sein Blut. Und auch ich werde im Gefolge der Tudors darübergerhen müssen, mit einem Lächeln.

Plötzlich zieht Elizabeth mich dicht zu sich heran und flüstert mir ins Ohr, sodass ich ihren warmen Atem an der Wange spüre: «Margaret, ich muss dir etwas erzählen. Es gibt einen Fluch.» Als sie meine Hand ergreift, bemerke ich, dass sie zittert.

«Was für einen Fluch?»

«Wer meine Brüder aus dem Tower holte und sie tötete, sollte dafür sterben.»

Entsetzt weiche ich zurück. «Wer hat das gesagt? Von wem stammt der Fluch?»

Der Schatten der Schuld, der über ihr bleiches Gesicht huscht, verrät mir die Antwort. Es muss ihre Mutter gewesen sein, die Hexe Elizabeth, eine skrupellose Frau. «Was genau hat sie gesagt?»

Meine Cousine hakt sich bei mir ein und führt mich durch den Torbogen neben den Stallungen in den Garten, wo wir ungestört sind. Ein Baum breitet seine kahlen Äste über unsere Köpfe.

«Auch ich habe den Fluch ausgesprochen», gesteht sie. «Zusammen mit meiner Mutter. Ich war noch ein Kind, aber ich hätte es besser wissen müssen ... Wir haben zum Fluss gesprochen, zur Göttin ... du weißt schon. Zu der Göttin, von der unser Geschlecht abstammt. Dies waren die Worte: «Unser Junge wurde uns genommen, bevor er zum Mann und König wurde – obwohl er doch zu beidem geboren war. Nimm also den Sohn seines Mörders, solange er ein Junge ist, bevor er zum Mann reifen, bevor er sein

Erbe antreten kann. Und nimm ihm seinen Enkel. Wenn er stirbt, wissen wir, dass dies das Wirken unseres Fluches und dass der Verlust unseres Sohnes nun vergolten ist.»

Ich schaudere und ziehe meinen Reitumhang fester um mich, als sei mit einem zustimmenden Seufzen vom Fluss her eine plötzliche Kühle in den sonnigen Garten aufgestiegen. «Das habt ihr gesagt?»

Sie nickt, und in ihren dunklen Augen steht die Angst.

«Nun, König Richard ist gestorben und sein Sohn noch vor ihm», stelle ich fest. «Ein Mann und sein Sohn. Deine Brüder sind unter seiner Obhut verschwunden. Wenn er schuldig war und der Fluch gewirkt hat, dann ist er damit vielleicht erfüllt, seine Linie ist ausgelöscht.»

Sie zuckt die Schultern. Niemand, der Richard kannte, würde auch nur für einen Augenblick glauben, er habe seine Neffen getötet. Die Vorstellung ist absurd. Er war seinem Bruder treu ergeben und hätte sein Leben für seine Neffen geopfert, auch wenn er ihre Mutter hasste. Nicht einmal die Tudors wagen es, mehr als Andeutungen darüber zu verbreiten; nicht einmal sie sind dreist genug, den Toten dieses Verbrechens zu bezichtigen.

«Wenn es *dieser* König war ...» Meine Stimme ist nur mehr ein Flüstern, und ich ziehe meine Cousine noch dichter an mich heran, denn am Hof wimmelt es von Spionen. «Wenn der Befehl, deine Brüder zu töten, von ihm kam ...»

«Oder von seiner Mutter», ergänzt sie ebenso leise. «Ihr Gemahl hatte die Schlüssel zum Tower, meine Brüder standen zwischen ihrem Sohn und dem Thron ...»

Wir schaudern, die Hände fest ineinandergekrampft, als könnte die Königinmutter sich von hinten anschleichen, um uns zu belauschen. Wir beide fürchten die Macht von Margaret Beaufort, Henry Tudors Mutter.

«Einmal angenommen, es wäre so ...» Ich versuche, mir

meine Angst nicht anmerken zu lassen, das Zittern meiner Hände zu unterdrücken. «Aber Elizabeth, dann würde der Fluch ihren Sohn treffen, deinen eigenen Gemahl, und auch seinen Sohn.»

«Ich weiß», seufzt sie leise. «Seit mir der Gedanke gekommen ist, graut mir davor. Was, wenn der Enkel des Mörders mein Junge ist, Prinz Arthur? Was, wenn ich meinen eigenen Sohn verflucht habe?»

«Und was, wenn durch diesen Fluch die Linie ausstirbt?», flüstere ich. «Wenn es keine weiteren Tudor-Söhne gibt und am Ende nur unfruchtbare Mädchen bleiben?»

Wir stehen reglos, wie erstarrt in dem winterlichen Garten. Im Baum über uns stößt ein Rotkehlchen seinen Warnruf aus, dann fliegt es davon.

«Pass auf ihn auf!», sagt sie mit plötzlicher Inbrunst. «Sorge dafür, dass Arthur in Ludlow nichts zustößt, Margaret!»

STOURTON CASTLE
STAFFORDSHIRE



Frühjahr 1500

Ich werde auf Stourton in den rituellen Rückzug vor der Geburt gehen – einen Monat lang werde ich mein Gemach nicht verlassen, während mein Gemahl den Prince of Wales nach Ludlow Castle begleitet. Jetzt stehe ich an der großen Eingangstür unserer maroden alten Burg, um die beiden zu verabschieden. Prinz Arthur kniet vor mir nieder, um meinen Segen zu empfangen. Als er sich wieder aufrichtet, küsse ich ihn auf beide Wangen. Mit seinen dreizehn Jahren ist er bereits größer als ich, ein attraktiver Junge mit dem Charme der Yorks. Kaum etwas deutet darauf hin, dass er ein Tudor ist, bis auf sein kupferfarbenes Haar und seine gelegentlichen Anwandlungen von Angst; die Tudors sind eine ängstliche Familie.

Ich umfasse seine schmalen Schultern und drücke den Knaben fest an mich. «Sei brav», ermahne ich ihn. «Und nimm dich bei Turnieren und beim Reiten in Acht. Ich habe deiner Mutter versprochen, dass dir nichts zustoßen wird. Also sei vorsichtig.»

Er verdreht die Augen, nickt jedoch gehorsam. Dann schwingt er sich in den Sattel, ergreift die Zügel und lässt sein Ross auf der Stelle tänzeln.

«Werde nicht übermütig», befehle ich. «Und wenn es regnet, stell dich unter.»

«Ja, ja, versprochen», sagt mein Gemahl. Er lächelt freundlich auf mich herunter. «Ich passe schon auf ihn auf, das weißt du. Und du pass auf dich selbst auf, schließlich hast du in diesem Monat ein schweres Werk vor dir. Schick Nachricht, sobald das Kind geboren ist.»

Eine Hand auf meinen prallen Leib gelegt, in dem das Kind sich regt, winke ich den beiden nach und sehe zu, wie sie den Weg nach Süden einschlagen, in Richtung Kidderminster. Der Boden ist hart gefroren, sie werden gut vorankommen. Die Leibgarde des Prinzen in ihrer leuchtend bunten Livree reitet mit wehender Standarte voran. Der Prinz selbst reitet neben meinem Mann, umgeben von seinem Gefolge in dichter, schützender Formation. Hinter ihnen kommen die Lasttiere mit der persönlichen Habe des Prinzen, seinem goldenen Geschirr, der mit Email und Gravur verzierten Rüstung, seinen kostbaren Teppichen und sonstigen Schätzen, bis hin zu seiner Wäsche. Er führt ein Vermögen in Wertgegenständen mit sich, schließlich ist er der Kronprinz von England und wird gehalten wie ein Kaiser. Die Tudors untermauern ihre Herrschaft mit allen äußeren Zeichen des Reichtums, als würde sie dadurch legitimiert.

Auch die neue Leibgarde der Tudors in grün-weißer Livree begleitet den Trupp. Als die Plantagenets an der Macht waren, pflegten wir unbewaffnet auszureiten, nur von Freunden und Gefährten begleitet. Wir brauchten keine Leibgarde, denn wir fürchteten das Volk nicht. Die Tudors sind ständig auf der Hut vor Überfällen. Sie sind mit einer Armee ins Land einmarschiert, Krankheit in ihrem Gefolge, und noch heute, fast fünfzehn Jahre nach ihrem Sieg, sind sie wie Eindringlinge – sie fühlen sich im Land nicht sicher, nicht willkommen.

Ich stehe da, die Hand zum Abschiedsgruß erhoben, bis

die Reiter um eine Wegbiegung verschwunden sind. Dann ziehe ich mein Umschlagtuch aus feiner Wolle fester um mich und gehe ins Haus. Ich will noch nach meinen Kindern sehen, bevor der ganze Haushalt zu Abend isst, und anschließend werde ich das Glas auf die Verwalter meines Hauses und meiner Ländereien erheben, ihnen einschärfen, während meines Rückzugs alles in guter Ordnung zu halten, und schließlich mit meinen Kammerfrauen, Hebammen und Ammen in mein Gemach gehen. Dort muss ich vier lange Wochen auf die Geburt unseres jüngsten Kindes warten.



Ich habe keine Angst vor Schmerzen, deshalb graut mir nicht vor der Geburt. Dies ist mein viertes Kindbett, und so weiß ich immerhin, was mir bevorsteht. Aber ich freue mich auch nicht darauf. Keins meiner Kinder beschert mir das Glück, das ich bei anderen Müttern sehe. Meine Söhne wecken keinen glühenden Ehrgeiz in mir, ich kann nicht darum beten, dass sie es in der Welt weit bringen werden – es wäre Irrsinn zu wünschen, dass sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich ziehen, denn was könnte er anderes in ihnen sehen als Jungen aus dem Geschlecht der Plantagenets, mögliche Rivalen, eine Bedrohung? Auch für meine Tochter erträume ich mir keine großartige Zukunft. Ich wünsche mir für sie nichts weiter als ein gesichertes Leben, das kein Aufsehen erregt. Eine liebende Mutter sollte zuversichtlich sein und großartige Zukunftspläne für ihre Kinder spinnen. Aber ich stamme aus dem Hause York, ich weiß besser als irgendjemand sonst, wie unsicher und gefährvoll die Welt ist, und das Beste, was ich für meine Kinder planen kann, ist, dass sie im Schatten überleben.

Das Kind kommt verfrüht zur Welt, eine Woche eher als erwartet. Es ist ein hübscher, kräftiger Junge mit einem lustigen kleinen braunen Schopf mitten auf dem Kopf, der aussieht wie ein Hahnenkamm. Der Kleine nimmt die Milch der Amme gut an, und sie stillt ihn oft und ausgiebig. Ich schicke einen Boten mit der frohen Kunde zu seinem Vater und erhalte im Gegenzug Glückwünsche und ein Armband aus Waliser Gold. Mein Gemahl schreibt, er werde zur Taufe heimkehren, und der Junge solle Reginald heißen – Reginald der Ratgeber –, als dezenter Hinweis an den König und seine Mutter, dass dieser Junge zu einem Berater und ergebenen Diener ihres Hauses erzogen werden wird.

Manchmal legt die Amme mir meinen Sohn in die Arme, und dann wiege ich ihn und betrachte verzückt die Form seiner geschlossenen Lider, den Schwung seiner Wimpern auf den Wangen. Er erinnert mich an meinen Bruder, als er noch klein war. Ich habe sein pausbäckiges Kindergesicht mit den ängstlich blickenden dunklen Augen vor mir. Später, als er heranwuchs, habe ich ihn kaum noch gesehen. Ich kann mir nicht den Gefangenen vorstellen, wie er durch den Regen zum Schafott auf dem Tower Hill geht. Ich drücke mein Neugeborenes fest an mein Herz und denke, wie unsicher das Leben ist; vielleicht ist es besser, überhaupt nicht mehr zu lieben.

Mein Gemahl kommt rechtzeitig zur Taufe, wie versprochen, und sobald ich das Wochenbett verlassen und den Muttersegen empfangen habe, brechen wir nach Ludlow auf. Es ist eine lange, beschwerliche Reise für mich. Vormittags reite ich, nachmittags ruhe ich in einer Sänfte. Dennoch sind wir zwei Tage unterwegs, bis endlich die hohen Mauern der Stadt in Sicht kommen, der cremefarbene Putz und die schwarzen Balken der Häuser unter ihren dicken Strohdächern und dahinter, düster und alles überragend, die Burg.

LUDLOW CASTLE WELSH MARCHES



Frühjahr 1500

Das große Tor wird weit aufgestoßen, und Arthur kommt herausgestürmt wie ein übermütiges Fohlen. Der schlaksige Knabe ist ganz außer sich vor Aufregung, und während er mir aus dem Sattel hilft, erkundigt er sich nach meinem Befinden und warum ich den Kleinen nicht mitgebracht habe.

«Es ist zu kalt für ihn, zu Hause bei seiner Amme ist er besser aufgehoben.» Ich umarme ihn, dann kniet er nieder, um meinen Segen als Gemahlin seines Vormunds und königliche Cousine seiner Mutter zu empfangen. Als er sich wieder erhebt, mache ich einen raschen Knicks vor ihm als dem Thronerben. So halten wir ganz beiläufig das Protokoll ein, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden. Er wurde von klein auf dazu erzogen, einmal König zu werden, und ich bin als eine der bedeutendsten Personen an einem von Zeremoniell geprägten Hof aufgewachsen. Bis die Tudors kamen, bis ich heiratete und die unbedeutende Lady Pole wurde.

Arthur tritt einen Schritt zurück, um mir forschend ins Gesicht zu sehen. «Wie geht es dir?», fragt er schüchtern. «Ist alles gutgegangen?»

«Ich habe alles gut überstanden», versichere ich ihm.

Er strahlt. Dieser Knabe, jetzt in seinem vierzehnten

Jahr, hat das liebevolle Herz seiner Mutter; er wird ein mitfühlender König werden, und einen solchen braucht England weiß Gott, um die Wunden von dreißig langen Jahren des Krieges zu heilen.

Mein Gemahl kommt geschäftig vom Stall herbei, und er und Arthur führen mich in die große Halle, wo der ganze Hof sich vor mir verneigt und ich zwischen Hunderten Männern unseres Haushalts zu meinem Ehrenplatz an der hohen Tafel schreite, zwischen meinem Gemahl und dem Prince of Wales.



Später am Abend gehe ich zu Arthur in sein Schlafgemach, um mit anzuhören, wie er betet. Sein Kaplan kniet neben ihm am Betpult, während der Prinz gewissenhaft auf Latein die Oration des Tages und das Gebet zur Nacht rezitiert. Der Geistliche liest einen Abschnitt aus den Psalmen, dann betet Arthur mit gesenktem Kopf für das Wohlergehen seines Vaters und seiner Mutter, des Königs und der Königin von England. «Und für Mylady Königinmutter, die Countess of Richmond», fügt er hinzu – er nennt sie bei ihrem Titel, wohl damit Gott nicht vergisst, wie hoch sie aufgestiegen und wie würdig sie Seiner Aufmerksamkeit ist. Als der Junge mit «Amen» schließt, neige ich den Kopf, während der Kaplan seine Sachen einsammelt und Arthur in sein großes Bett springt.

«Lady Margaret, weißt du, ob ich noch dieses Jahr verheiratet werde?»

«Man hat mir kein Datum genannt», antworte ich, setze mich auf die Bettkante und betrachte sein strahlendes Gesicht, den weichen Flaum auf der Oberlippe, den er oft streichelt, als könnte er ihn dadurch zum Wachsen an-

regen. «Jedenfalls steht der Heirat jetzt nichts mehr im Wege.»

Rasch legt er seine Hand auf meine. Er weiß, dass das spanische Königspaar geschworen hat, seine Tochter erst dann als Arthurs Braut nach England zu schicken, wenn sichergestellt wäre, dass es keine Rivalen um den englischen Thron gibt. Damit war nicht nur mein Bruder Edward gemeint, sondern auch der Prätendent, der sich als Richard of York ausgab, den Bruder der Königin. Entschlossen, die Verbindung voranzutreiben, hat der König die Hinrichtung beider befohlen. Der Prätendent hatte sich einen höchst gefährlichen Namen angeeignet, hat gegen Henry zu den Waffen gegriffen und ist dafür gestorben. Mein Bruder hat seinen eigenen Namen verleugnet, niemals die Stimme erhoben, von Waffen ganz zu schweigen, und musste dennoch sterben. Ich muss versuchen, mein eigenes Leben nicht von Bitterkeit beherrschen zu lassen. Ich muss meinen Groll hinunterschlucken.

«Du weißt, ich habe das nicht gewollt», sagt Arthur sehr leise. «Dass er stirbt. Ich wollte das nicht.»

«Das weiß ich», erwidere ich. «Es hat nichts mit dir oder mir zu tun. Es lag nicht in unserer Hand. Keiner von uns hätte etwas dagegen tun können.»

«Aber etwas habe ich doch getan», sagt er mit einem schüchternen Seitenblick zu mir. «Es hat zwar nichts geholfen, aber ich habe meinen Vater um Gnade gebeten.»

«Das war gut von dir», sage ich. Ich erzähle ihm nicht, wie ich vor dem König auf den Knien gelegen habe, mir den Kopfputz heruntergerissen, wie ich mit gelöstem Haar und tränenüberströmtem Gesicht vor ihm die Hände gerungen habe, bis sie mich fortzerrten und mein Gemahl mich beschwor, nie wieder davon zu sprechen, um den König nicht daran zu erinnern, dass ich einmal den Namen Plantage-

net trug und jetzt zwei Söhne habe, deren königliches Blut eine Bedrohung darstellen könnte. «Es war nicht zu verhindern. Ich bin sicher, Seine Gnaden, dein Vater, hat nur getan, was er für richtig hielt.»

«Kannst du ...» Er zögert. «Kannst du ihm verzeihen?»

Er bringt es nicht über sich, mich bei dieser Frage anzusehen, sondern hält den Blick auf unsere ineinander verschränkten Hände gerichtet. Behutsam dreht er den neuen Ring, den ich am Finger trage, einen Trauerring mit einem *W*für Warwick, meinen Bruder.

Ich lege meine andere Hand auf seine. «Ich habe nichts zu verzeihen», erwidere ich fest. «Es war kein Akt des Zornes oder der Rache von deinem Vater gegen meinen Bruder. Er hielt es für nötig, um seinen Thron zu sichern. Ihm war klar, dass die spanischen Herrscher die Infantin nicht nach England schicken würden, solange mein Bruder am Leben war. Und er rechnete damit, dass das Volk von England sich jederzeit wieder für einen aus dem Hause Plantagenet erheben könnte. Es ist Pech, dass mein Bruder als Gefahr erschien und dein Vater ihn deshalb aus dem Weg schaffen ließ.»

«Aber er war keine Gefahr!», ruft Arthur aus.

«Nein, er selbst war keine Gefahr. Sein Name war die Gefahr.»

«Aber es ist doch auch dein Name?»

«Nein, mein Name ist Margaret Pole», erwidere ich nüchtern. «Das weißt du doch. Und ich versuche zu vergessen, dass ich jemals einen anderen Namen getragen habe.»